

Universitätsbibliothek Wuppertal

Aus der Werdezeit des Christentums. Studien und Charakteristiken

Geffcken, Johannes

Leipzig, 1904

3. Die Zeit Augustins

Nutzungsrichtlinien Das dem PDF-Dokument zugrunde liegende Digitalisat kann unter Beachtung des Lizenz-/Rechtehinweises genutzt werden. Informationen zum Lizenz-/Rechtehinweis finden Sie in der Titelaufnahme unter dem untenstehenden URN.

Bei Nutzung des Digitalisats bitten wir um eine vollständige Quellenangabe, inklusive Nennung der Universitätsbibliothek Wuppertal als Quelle sowie einer Angabe des URN.

[urn:nbn:de:hbz:468-1-2576](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:468-1-2576)

die Stellung des Heidentums. Es ist doch ein Zeichen des Alters, wenn man den früheren Glauben mit den kräftigsten und ernstesten Gründen abgetan hat und dann wieder auf die ältesten Geschichten, Orakel, Träume, Vorbedeutungen, Erweckungen zurückkommt. Wir dürfen ja sicher nicht gering von einer Zeit denken, die solche Bedürfnisse des Innenlebens hatte, die sich so verzweifelt nach dem Frieden der Seele sehnte, aber ein trauriger Anblick bleibt dies Chaos doch. Es war ein ganz natürlicher Prozeß, daß das Christentum dieses Wunderwesen auffog, denn am Eingange seiner Religion stand ebenfalls das Wunder und wird das Wunder stehen bleiben, mit welchem Augenmaße auch immer wir sein Wesen betrachten werden.

3. Die Zeit Augustins.

Das dritte Jahrhundert n. Chr., in dem sich allmählich der politische Sieg des Christentums vorbereitet, ist eine der furchtbarsten Zeiten gewesen, die das Abendland, damals also die Welt des Mittelmeeres durchgemacht hat. Alles scheint zu wanken, nirgends ein fester Halt. Der Osten und der Norden waffnen sich in gleicher Weise wider Rom; immer wieder rennen die Perser, die nach langer Ruhe mit orientalischer Schnelligkeit unter gewaltigen Despoten ein machtvolles Reich aufführen und bis ins siebente Jahrhundert auf seiner Höhe halten, gegen die römischen Ostprovinzen an, germanische Völkerfluten durchwogen das Reich, die Provinzen werden unsicher, die Soldateska wirft bald diesen, bald jenen wilden Hauptmann auf den Thron der Cäsaren, den nur wenige starke und zielbewußte Charaktere einige Zeit behaupten können. Es ist ein allgemeines Chaos, in dem alles wüster Barbarei zu erliegen droht. Alle römische Kraft, alle griechische Bildung und Sitte, alles, was der Mittelmeerwelt ihren Charakter verlieh, scheint sich verlieren zu wollen, im Strudel unterzugehen. Aber was Jahrhunderte mühsam aufgeführt haben, das kann doch nicht so schnell in sich zusammenbrechen, und nach Jahrzehnten des Glends siegt noch einmal wieder der alte große Staatsgedanke Roms. Wie Augustus nach den Bürgerkriegen, so eint Konstantin, nach ungleich größerer Not der Zeit ein ungleich größerer Mann, das Reich in seiner Person, eine eiskalte, klare, dämonisch die Zeit erkennende, beherrschende, auf viele Jahrhunderte bestim-

mende, eine echt antike Persönlichkeit, der wir darum, nicht weil er das Christentum zum Siege führte oder vielmehr seinen Sieg erleichterte, den Beinamen des Großen unbedingt geben müssen. Das Christentum ist damals die einzige Potenz, die, durch den Jammer der Welt unberührt geblieben, sich immer stärker und stärker hatte entwickeln können, wo alles ins Schwanken kam, alles in Auflösung geriet. Die Verfolgungen, besonders die einzige, die wirklich systematisch mit allen Mitteln des Despotismus von oben her durchgeführt worden ist, die Verfolgung des Decius hatten das Christentum nicht dauernd geschwächt, sondern im innersten Kern nur gestärkt, so viele seiner Glieder auch aus Angst vor dem Feinde vorübergehend abtrünnig geworden waren. Und als nun aus dem allgemeinen Chaos sich das Imperium wieder selbst findet, als der Reichsgedanke wieder zum Siege kommt, steht neben ihm nur noch die eine Macht, das Christentum, vom Wandel der Zeiten unberührt, ja durch ihn nur neugekräftigt da. Die Staatsklugheit des Konstantin erkannte, daß dem geretteten Reichskörper vor allen Dingen innere Ruhe zur Gesundung und Kräftigung nötig sei, und so ließ er das Christentum im Reiche aufgehen oder das Reich im Christentum aufgehen. Seine persönliche innere Stellungnahme blieb durchaus indifferent, als echter Romane machte er kühl bis ans Herz hinan alles mit, ohne seine Entschlüsse durch irgendein Gebot des Christentums beeinflussen zu lassen. Befreit aus langer Not hat das Christentum seine Person mit einem Mythenscheine verklärt und alle seine Schandtaten, die er der Staatsraison zuliebe für nötig hielt, zu ignorieren oder zu entschuldigen gewußt.

Aber selbst in dieser furchtbaren Epoche, die mit so vielen Feinden von außen beschäftigt war, loderte der Kampf der Geister weiter. Die griechisch-römische Welt hatte, wie bemerkt, sich aus dem Skeptizismus wiedergefunden und neue Positionen besetzt. Die Feinde, die hier dem Christentume entgentreten, sind von diesem besonders gehaßt, aber auch in gewissem Sinne geachtet worden, weil sie nicht rein negierten, sondern ein eigenes System schufen. Es sind dies die Neuplatoniker, die eine eigentümliche theosophische Ideenwelt ausbildend den engsten Anschluß an die Gottheit suchten, der sie durch Verzüchtung teilhaftig werden, der sie durch Askese nahe kommen wollten. Sie nahmen zwischen Gott und dem Menschen vermittelnde Kräfte an sie

verwarfen in keiner Weise die griechischen Götter, sondern suchten diese in Begriffsgestalten umgesezt ihrem Systeme von den göttlichen Kräften anzupassen. Sonderbare Orakelsammlungen, die bei ihnen im Schwange waren, nannten Christus einen durch hohe Frömmigkeit ausgezeichneten Menschen, nur von seiner Göttlichkeit wollten sie nichts wissen. Die Sehnsucht dieser Philosophen nach der Gottheit, ihr reines Streben konnte sie den Christen auch sonst in etwas nähern, und ein gewisser Zusammenhang zwischen beiden hat denn auch in einzelnen Persönlichkeiten Ausdruck gefunden; der Stifter der Sekte, wenn man so sagen will, war aus dem christlichen Lager hervorgegangen, Augustin ist vorübergehend Neuplatoniker gewesen, und wir wissen, daß ein anderer Anhänger der Sekte den Prolog des Johannesevangeliums laut gepriesen hat. Die Lehre des Christentums aber blieb zuletzt mit dem neuplatonischen Systeme gänzlich unvereinbar; die Neuplatoniker waren trotz der Askese, trotz ihrer Orakel vom höchsten Gotte und seinen Kräften im letzten Grunde echte und rechte Griechen, die mit den Sinnen an der Erde hafteten und es lächerlich fanden, wenn gewisse phantastische Christensekten sich nach einer anderen Welt sehnten, die es doch gar nicht gebe. Aus den Neuplatonikern ist denn auch einer der heftigsten Feinde des Christentums hervorgegangen, der Syrer Porphyrios (geb. 233 n. Chr.), den man im Christenlager 200 Jahre lang mit Eifer bekämpft hat. Seine Schrift gegen die Christen, 15 Bücher an der Zahl, ist mit Gewalt vernichtet worden, mehrere der ihn bekämpfenden Gegner sind ebenfalls verloren gegangen; gleichwohl wissen wir genug daraus, um uns von ihm ein ungefähres Bild machen zu können.

Porphyrios besteht aus Gegensätzen, zwei Seelen wohnen in seiner Brust. Auf der einen Seite bekämpft er den Glauben der Christen und seine Überlieferung durch alle Mittel einer Kritik, die zwar durchaus nicht von ihm selbst allein gefunden, sondern vielfach übernommen, aber doch jedenfalls fortgesetzt worden ist, auf der anderen Seite begeistert er sich für alle Mystik, ja sogar für die wertlosesten Orakel, deren Fälschung auf der Hand liegt. So hat er ein Buch geschrieben: „Über die Philosophie aus den Orakeln“, in dem er allen Ernstes jene bei den Neuplatonikern gebräuchlichen Göttersprüche über das Wesen des höchsten Gottes, über die Religion der Juden und Christen als tiefste Offenbarung von oben treugläubig hin-

nimmt. So gehen Kritik und Unverstand bei ihm durcheinander. Und dieselbe Beobachtung machen wir in Einzelheiten. Er verurteilt gleich Celsus die allegorische Erklärung der Bibel und vergift dabei ganz, daß er selbst an der allegorischen Deutung der Gedichte Homers festhält.

Sein großes Werk nun, von dem uns nur wenige, aber charakteristische Citate erhalten sind, läßt uns in ihm, wozu auch seine sonstigen erhaltenen Schriften stimmen, keinen eigentlich originellen Kopf erkennen. Die Polemik, die er anwandte, war wie bemerkt nicht neu, ähnliches war schon früher gesagt worden. Aber wie er in seinem großen Werke eben diese früheren Angriffe umfaßte, so scheint er auch die Methode der älteren Polemik weiter entwickelt zu haben. Das Christentum war, wie man richtig bemerkt hat, in der Zeit von Celsus bis Porphyrios durch die Ausgestaltung des Kanons seiner Schriften Buchreligion geworden, und gegen diese einzelnen Bücher der Bibel richteten sich die Einwände des Porphyrios. Er scheint somit die Widersprüche der Evangelien noch deutlicher als sein heidnischer Vorgänger aufgedeckt zu haben und namentlich ist er dem Propheten Daniel energisch zu Leibe gegangen. Schon oben lasen wir (S. 85) Celsus' treffendes Wort von den Prophezeiungen im Alten Testamente; Porphyrios scheint diese Kritik durch eine genaue historische Interpretation des Buches Daniel, das er als eine Prophezeiung nach dem Ereignis, als eine Schrift aus der Zeit des Antiochos Epiphanes bezeichnet, erweitert zu haben: er hat damit der Forschung unserer Tage in denkwürdigster Weise vorgearbeitet. Aber sicher ist dies freilich nicht ganz, es kann sein, daß er auch hier nur rekapituliert hat. Doch eben in dieser Masse seiner Polemik lag seine Bedeutung, die Christen mußten dagegen mit ebenso dicken Büchern auftreten, um die in diesem Feinde sich zusammenballende griechische Polemik in ihrer Ganzheit zu erschlagen. Als Neuplatoniker gehörte zudem Porphyrios der Richtung an, die keine Sekte mehr war, sondern die heidnische Philosophie der Zeit überhaupt darstellte, und so mußte der Kampf des Christentums gegen ihn notwendig so lange dauern, als der Neuplatonismus sich noch kräftig erwies. Dem gegenüber haben denn auch die Neuplatoniker mit dem Feinde fast nie transigiert und sind erst spät der Gewalt gewichen. Die vornehmeren Christen aber, d. h. besonders ein Augustinus, haben den Porphyrios

in gewissem Sinne geehrt, denn er war ein durchaus redlicher, offenherziger Mann, er hat ehrlich bekannt, daß die christliche Religion schon zu seiner Zeit die heidnischen Götter verdrängt habe.

So wird denn der Kampf, den die Christen führen müssen, immer intensiver; je weniger der Feinde an Zahl werden, desto bedeutender werden die einzelnen Persönlichkeiten, die hüben und drüben auf dem Plane erscheinen, desto umfangreicher gestalten sich auch die christlichen Widerlegungsschriften, denn mit der älteren aus Tradition noch immer bekämpften Philosophie galt es nun auch die neue zu befehden. Da ist denn am Ende des dritten Jahrhunderts der Kirchenvater Laktanz gegen den alten wie gegen den neuen Feind mit einem dicken Buche, das er mit einem halbjuristischen Titel „Göttliche Institutionen“ nannte, in die Schranken getreten, ein Mann, der nun schon mit dem ganzen Rüstzeug heidnischer Bildung ausgestattet die Feinde auf ihrem eigenen Boden angreifen will. In Laktanz kündigt sich eine neue Zeit an, in gewissem Sinne haben wir in ihm schon eine Vorahnung des mittelalterlichen Geistes. Wir haben gesehen, daß der Zeitgeist seit mehr als einem Jahrhundert der eigentlichen Wissenschaft, vor allem der exakten, die von den Griechen in so einzig vorbildlicher Weise entwickelt worden war, keine Gunst entgegenbrachte. Man lehnt diese Dinge ab, man will sich der Verinnerlichung des Gemütes widmen. Aber eine wirkliche Feindschaft gegen des Menschen allerhöchste Kraft, gegen diesen edlen griechischen Erkenntnistrieb bringen erst die römischen Kirchenväter auf. Alle Naturwissenschaft, sagt Laktanz, ist ein Unding, die Welt um uns her zu ergründen, hieße dasfelbe, als wollten wir über eine entfernte, nie von uns gesehene Stadt Auskunft geben. Die Natur kann der Mensch doch nicht erkennen; wer das will, ist wahnsinnig. Gott hat dem Blicke des Menschen alles, was innerhalb seines Leibes vorgeht, entzogen, weil er nicht wollte, daß der Mensch nach Dingen forsche, die ihm nicht ziemen. Alle Astronomie ist ein Wahnsinn, die Kugelgestalt der Erde bleibt zweifelhaft, ein Globus ist ein Unding. Es gibt nur eine Wissenschaft: die von Gott, der ganze Sinn unseres Lebens ist die Religion; die Naturforscher nennen Natur, was nichts anderes als den Ruin der Religion bedeutet. Durch dieses trotz aller Torheit gewaltige Wort leitet Laktanz über zu der Weltanschauung, die für die Folgezeit, nur schwach noch einmal durch das Wiederaufleben

der griechischen Mathematik unterbrochen, maßgebend geworden ist. Das ganze Leben wird vom Geiste auf das Gemüt zurückgelenkt, die Wissenschaft wird durch die Bibel verdrängt. Diese wird die Norm für alles, sie muß schließlich auch über die Natur Auskunft geben, das Wunder des Josua verdrängt die Kunde der Sterne, die Astronomie darf höchstens noch in der Astrologie, weil gegen diese nicht alle Christen eingenommen sind, ein dürftiges Dasein fristen. Es ist die Weltanschauung, die später den Giordano Bruno auf den Scheiterhaufen warf, die Galileis wissenschaftliches Gewissen durch die Folter zu knebeln suchte. Aber wie wir die Pflicht haben, jeden einzelnen Menschen als ein Ganzes zu betrachten, so müssen wir in viel höherem Sinne auch eine solche Entwicklung, eine solche Weltanschauung verstehen. Hand in Hand mit dieser Abkehr von der Wissenschaft geht eben doch die tiefste Einker in das Gemüt. In ihm und in der Bibel wurzeln die letzten Denker des ausgehenden Altertums, wurzeln die tiefsten Geister des Mittelalters, wurzelt ja schließlich auch noch ein Luther. Eins ist mit dem anderen unlöslich verkettet, wir können eine solche Zeit nicht hier herb tabeln, dort loben: auf einem einzigen Boden ist ihr ganzes Wesen gewachsen, und diesen Boden allein gilt's zu kennen.

Und auf dem Boden des Christentums schafft Laktanz neue Werte. Er hat, wie keiner sonst, mit der oberflächlichen Anschauung, mit der die Griechen die Schrecken des Todes zu verdrängen suchten, gebrochen. Wenn die Hellenen zumeist meinten, der Tod habe gar keine Beziehung zu uns, denn lebten wir, so sei er nicht da, träte er aber ein, so seien wir nicht da, so betont Laktanz mit einigen wenigen heidnischen Denkern wieder den furchtbaren Prozeß des Sterbens, des allmählichen Todes. Wenn aber sonst manches, das er oft in höchst oberflächlicher Weise den Gegnern erwidert, notwendig verstimmend wirkt, so hat seine christliche Ethik, die in die Tiefen der Sünde und der sinnlichen Verführungen mit weltficherem Fuße hinabsteigt, etwas unbedingt Erhebendes.

Denn allerdings, die Christen leben jetzt in der Welt. Wenn Tertullian noch meinte, der wahre Christ sehne sich nur so bald als möglich abzuschneiden, so ist nun bei Laktanz zwar noch keine Weltfreundigkeit, wohl aber eine notwendige Abfindung mit diesem Dasein ersichtlich. Der Christ glaubt nicht mehr

an das baldige Nahen des Antichrists und des Gerichtes, vollends hat der Gedanke vom wiederkehrenden Nero keine Stätte mehr bei ihm. Das Ende muß natürlich einmal kommen, und auch Rom — mit Furcht und Bittern spricht der Apologet es aus — muß ihm erliegen. Entsprechend der breiten Anlage seiner Schrift gibt er zwar noch ein in weitesten Rahmen gespanntes Bild der letzten Dinge, aber er glaubt doch nicht mehr an den baldigen Eintritt aller dieser Prophezeiungen.

Nahm das Christentum teil an der Welt, so bestand natürlich auch die Gefahr der Verweltlichung. Ihr sind wie begreiflich viele unter den hervorragenden Kirchenlehrern der Folgezeit erlegen. Da stand nun glücklicherweise als nicht mehr allzu gefährlicher, aber doch als mahrender Gegner allezeit auf dem Posten das Heidentum da. Es war ja, obwohl Konstantin das Christentum freigegeben, noch lange nicht besiegt. Wenn die Christen, wie vorher bemerkt, zweihundert Jahre lang den Porphyrrios bekämpfen zu müssen glaubten, so war dessen Gemeinde groß genug. Sie rekrutierte sich aus den Besten der hellenischen Kultur, aus ihren vornehmsten Geistern. Ihnen tritt nun der Kirchenvater Eusebios gegenüber, eine der letzten Persönlichkeiten des Altertums, denen man wirklich den Namen eines Gelehrten geben kann, ein Mann, dem man trotz vieler Schwächen, trotz einer gewissen Begabung für den Stand des Höflings — so schrieb er ein Buch zur Verherrlichung des Konstantin — und trotz vieler Flüchtigkeiten im einzelnen doch wissenschaftlichen Sinn und einen weit umspannenden Gesichtskreis nicht absprechen darf: er und der spätere Augustin sind die bedeutendsten Typen des untergehenden Hellenismus und Romanismus. Eusebios will die Juden, deren Angriffe noch immer fort dauerten, und besonders die Heiden, d. h. nicht nur die Griechen, sondern auch alle orientalischen Völker widerlegen. Dazu wappnet er sich mit einem gewaltigen Rüstzeug. Er läßt die ganze theologische und historische Weisheit der Ägypter, Babylonier und Griechen, soweit diese sich mit der Frage berührt, in ausführlicher Exzerptenreihe an dem Auge des Lesers vorübergleiten; danach, nachdem er den Widersinn dieser Anschauungen klargelegt, beschäftigt er sich mit der griechischen Philosophie von ihren Anfängen an bis auf Porphyrrios. Alle Sätze dieser Philosophie, die dem Christentum widerstreiten, so besonders die Anschauung vom Schicksale,

erfahren ausführliche Behandlung. Natürlich sichts auch Eusebios mit dem alten Trugschlusse, daß die weisen Griechen, wo sie mit den Juden zu stimmen scheinen, diese benutzt haben, denn sie seien jünger als diese, aber im Unterschiede zu früheren Apologeten ist ihm doch nicht so ganz wohl bei diesem Satze und er gibt wenigstens die Möglichkeit zu, daß Platon zu seiner erhabenen Weisheit durch eine Erleuchtung von Gott her gekommen sei. Aber freilich, so hoch er Platon stellt, glaubt er doch, wie auch die anderen Apologeten, der Athener habe sich, obwohl voll von heiliger Weisheit, vor den Athenern gefürchtet, sie offen zu bekennen. Im letzten Grunde kommen eben Philosophie und Christentum doch nicht zusammen.

Aber die heidnischen Federn ruhten, obwohl das Christentum äußerlich gesiegt hatte, nicht. Vor einigen Jahrzehnten hat sich ein ungenannter Feind der Christen in einer christlichen Gegenschrift wieder aufgefunden. Man pflegt ihn mit Porphyrios zu identifizieren, von dem er in der That einiges entlehnt hat, zu dem er aber auch wieder starke Gegensätze zeigt. Immerhin ist er oder sind die bei ihm zu lesenden Gegengründe scharfsinnig genug; kein geringerer als Harnack hat ihn in seiner Art unwiderleglich genannt. Er hat nach bekannter Methode Angriffe von großer Schärfe gegen die Evangelien gerichtet, deren Widersprüche er zum Teil mit ganz moderner Kritik aufdeckt. So weist er auf die verschiedenen Berichte über die Worte Christi am Kreuze hin und ruft: ja, wenn die Christen nicht einmal über diese letzten Augenblicke Bescheid gewußt haben, so ist eben alles ein episches Gedicht und Wahrheit nicht darin zu finden. Solcher Polemik gegenüber bleibt denn der Christ, der uns darüber berichtet, ziemlich hilflos, wenn er entschuldigend sagt, die ganze Natur sei ja bei Christi Tod in solchem Aufruhr gewesen, daß die Evangelisten notwendigerweise ganz konfus werden mußten und somit ihre Berichte widerspruchsvoll ausfielen. Auch weiß dieser Heide vortrefflich die Punkte, die zum Angriffe locken, zu finden. Bekanntlich ist eine der Stellen im Neuen Testament, die edle Menschen am tiefsten erregt haben, die Episode zwischen Jesus und dem reichen Jüngling. Man hat in der begreiflichen Erregung über dies furchtbar gebieterische Wort, der ja auch die Jünger Ausdruck geben, die verzweifeltsten Interpretationskünste versucht, aber der gewaltige Spruch steht gleichwohl in seiner vollen Eindeutigkeit da. Der

antike Mensch mußte erst recht hier Anstoß nehmen: ein guter Reicher, folgert hier der Heide, hat ja nach diesem Worte überhaupt keinen Nutzen von seiner Tugend, ein Armer dagegen darf frisch sündigen. Das kann Christus, schließt er weiter, überhaupt gar nicht gesagt haben, hier ist Tendenz, d. h. ein sozialer Klassenhaß zu verspüren. Und ganz besonders heftig ist der Heide gegen Paulus eingenommen. Harnack hat hier treffend den Gegensatz zwischen dem Griechen und dem Juden empfunden. Die Dialektik des Paulus, sein rabbinisches Wesen ist dem Hellenen absolut verschlossen, die Auseinandersetzung über das Gesetz und das Evangelium versteht er nicht, er findet Paulus' Haltung da, wo er sich auf sein Römerrecht beruft, bei einem Juden sehr zweideutig. Endlich nimmt er an den Erwartungen der Christen vom Ende, an ihrer Vorstellung vom Untergange des Himmels, am Symbole des Abendmahls den lebhaftesten Anstoß: mit einem Worte, wir haben hier vor uns den Gegensatz zwischen dem rationalistischen, sinnlich zu denken gewohnten echten Hellenentum und der orientalischen Offenbarungsreligion mit all ihrem überwältigenden Reichtum an Heiligung des inneren Menschen, an tiefster und doch faßlicher Moral, wir haben den Gegensatz zwischen Okzident und Orient.

Zur Seite steht diesem Ungenannten der Kaiser Julianus Apostata. Man pflegt von der Höhe der fünfzehn Jahrhunderte herab, die seitdem verflossen sind, diesen Herrscher einen Romantiker auf dem Throne zu nennen, sein Wesen als einen Anachronismus zu bezeichnen. Seinen Zeitgenossen aber erschien dieser Mann als sehr gefährlich; wie ihm die Heiden mit unwandelbarer Treue anhängen, so verfolgte ihn der Haß der Christen mit unauslöschlicher Glut, die aller Würde vergaß. Dem ruhmgekrönten Feldherrn, der den Feind im Felde schlug, wünschen sie verbissenen Sinnes schwere Niederlagen, seinen Tod in siegreicher Schlacht sehen sie als die Rache des Himmels an, und der traurige Zustand Roms nach des Kaisers Tod gilt ihnen natürlich als durch Julian allein verschuldet. Julian selbst hat nie daran gedacht, das Christentum als solches zu verfolgen, so sehr damals auch die Kirchenmänner die Märtyrermiene aufsteckten. Aber er zog die Konsequenzen aus der Entwicklung der Dinge, er erkannte scharfen Sinnes, daß die Christen ursprünglich mit der Kultur des Griechentums nichts zu tun hätten; hatten sie diese ja doch direkt in zahllosen

Schriften wieder und wieder bekämpft. Jetzt war die Welt zum großen Teile christlich geworden, und die siegreiche Einwohnerchaft des Reiches wollte nun auch teilnehmen an dem, was bisher nur die Heiden getrieben, wollte ebenfalls Rhetorik und Philosophie nicht nur lernen, sondern auch lehren. Da aber sprach Julian sein kaiserliches Veto, er entzog den Christen, die ja zur Entwicklung dieser Lehrfächer selbst nicht beigetragen, sondern hier nur auf den Schultern des Heidentums standen, die Lehrfreiheit. Es war durchaus Konsequenz in diesem Schritte, daß aber diese Tat den Christen ins Fleisch schnitt, beweist ihr wütender Haß gegen den Kaiser. Den gleichen Charakter nüchternen Verstandes zeigen seine Schriften gegen die Christen, die uns natürlich wieder nicht erhalten geblieben, sondern nur durch Zitate bewahrt sind, d. h. durch die teilweise recht stupiden Gegenschriften seiner christlichen Feinde. Julian rückt den Christen recht nahe, er will, daß sie auf seine Fragen richtigen, klaren Bescheid geben, daß das polemische Chaos, wie es bis dahin bestanden, indem jeder den Gegner wütend anschrte, aufhören solle. Er ist dabei durchaus ehrlich, er findet die Heiden sittenlos, freilich die Christen seiner Zeit, vielleicht nicht ohne Recht, nicht minder. Dann macht er sich daran, die Widersprüche der Bibel, ganz in der Weise des Celsus, hervorzuheben und das Alte Testament im gleichen historischen Sinne wie dieser als ein Dokument jüdischer Mythologie zu behandeln. Seine Frage, in welcher Sprache wohl die Schlange des Paradieses geredet habe, ist weit entfernt davon ein frivoler Scherz zu sein, sondern soll nur die Gegner auf das Mythenähnliche der Erzählung hinweisen. Und so fährt er denn fort, den babylonischen Turmbau, die Sprachenverwirrung als Sage zu behandeln. Die Juden des Alten Testaments haben ferner gar nichts vor den anderen Völkern voraus, die guten Gesetze der Griechen sind den jüdischen mindestens gleich, die Juden hatten blutige Opfer, sie gaben durchaus nicht den anderen Völkern den Anstoß zu aller Kultur. Die Griechen allein sind's gewesen, denen alle Kultur auf der Welt ihre Ausbildung verdankt. — Schneidend aber wird Julians Polemik, wenn er auf das Christentum seiner Tage kommt. Er wirft ihm vor, daß es die Wut der Märtyrer durch den Umsturz der Tempel und Altäre nachahme. Ihr tötet, ruft er, nicht nur die Heiden, sondern auch die Anhänger der Sekten, die nicht so wie ihr

den toten Christus beklagen. Davon, von solch lautem gehässigen Wesen weiß weder Christus noch Paulus. Die ersten Christen suchten in aller Stille die Menschen für ihre Lehre zu gewinnen. Und dann dieser üppige Kult der Gräber! Überall sehen die Christen die Spuren der Apostel und Heiligen, bauen Gräber und Denkmäler ihnen zu Ehren, während doch Christus die Pharisäer mit häßlichen Gräbern vergleicht und ruft: Laß die Toten ihre Toten begraben.

Doch dürfen wir hier nicht allzulange mehr verweilen, wenn wir dem eigentlichen Thema unseres Kapitels gerecht werden wollen, der Zeit des Augustin. Übergehen konnten wir freilich diese Dinge nicht; wenn wir von dem Manne ein Bild bekommen wollten, der den eigentlichen Schlußpunkt zu dem Kapitel über die geistigen Kämpfe zwischen Heidentum und Christentum gemacht hat, so galt es, die Zeit bis zu seinem Auftreten einigermaßen kennen zu lernen. Denn, wie erst schon bemerkt, das Heidentum war noch lange nicht tot. Das Elend der Zeit, die Einfälle der Barbaren in das immer blutloser werdende Römerreich, reizte die Heiden, wie schon einmal zu Anfang des dritten Jahrhunderts, zu der bitteren Frage an die Christen: wo ist nun euer Gott? Das Reich ist doch zum größten Theile christlich; hat euer Gott euch in der Zeit der Verfolgung nicht geholfen, so tut er es auch jetzt nicht, er hilft seinen Anhängern nicht, und wir, die Heiden, müssen mit euch vergehen: wer weiß, ob das nicht die Strafe der Götter ist, die durch den neuen Gott entthront worden sind! Und nun erfolgte die Plünderung Roms durch die Goten, ein Ereignis, das auf alle Zeitgenossen den niederschlagendsten Eindruck gemacht hat. Eine neue giftige Schmähschrift aus heidnischer Feder bereitete sich vor. Da trat Augustin auf den Plan. Er war kein weltfremder Asket, er hatte die Sünde nicht wie ein Eremit in der Phantasia schauernd vorempfunden, eher hatte er erfahren, wie nahe der höchsten geistigen Verzückung oft der tiefste Fall ins gemeinste animalische Leben liegt. So war er der Sünde erlegen und hatte sich aus dem Elend durch eigene Kraft wieder emporgearbeitet. Er war der griechisch-römischen Weisheit kundig und verachtete sie nicht, wie manche unter den früheren Apologeten, sondern schätzte seinen Platon und ehrte auch den Porphyrios. Und dazu kam noch eins, in ihm lebte ein Rest von Römerstolz, von Staatsbewußtsein, der sich freilich unans-

geglichen mit der Idee vom Gottesstaate in seiner Seele paarte. In dieser gewaltigen Waffenrüstung warf er sich auf den Feind und schrieb die Bücher vom Gottesstaate, eins der herrlichsten Werke der römischen Literatur nicht minder wie des Christentums.

Er begegnet zuerst der Frage nach den Übeln der Zeit. Natürlich vermag er ebensowenig wie irgend ein Mensch auf der Welt eine entscheidend befriedigende Antwort zu geben. Aber Augustins Gesichtspunkte, zum Teil freilich der heidnischen Philosophie entlehnt, bleiben doch großartig. Nicht daß wir ebenso wie die Bösen leiden müssen, kann nach ihm hier in Frage kommen, sondern die Folgen des Leidens gilt es bei Guten und Bösen zu betrachten. Das Ungemach bessert die Guten, verschlechtert die Bösen. Der böse Heide, wenn er es nicht mehr ertragen kann auf der Welt, nimmt sich das Leben, nur wenige Bessere haben davon eine Ausnahme gemacht; der Christ harrt aus im Elend, bis ans Ende geduldig. Aber solche Fragen sind's ja auch gar nicht allein, die euch bewegen. Ihr klagt nur über das Christentum, weil ihr in euerm alten frevelhaften Überflusse weiter leben wollt. Die ganze Welt um euch herum, die Völker des Ostens beklagen euren Untergang, und ihr schreit nur nach dem Theater; ihr seid schlecht geblieben. — Und nun wendet er sich, ähnlich wie es auch frühere Apologeten getan, aber mit ganz anderem Nachdrucke gegen die Anschauung, daß Rom durch das Christentum zurückgegangen sei und gibt einen Rückblick auf die römische Geschichte und die angebliche Förderung Roms durch die heimischen Götter, überhaupt durch den Kult der Vielgötterei. All das Elend früherer Zeiten, die Verbrennung durch die Gallier, die großen Niederlagen im Felde, haben die römischen Götter ruhig mit angesehen. Schließen sie denn, als die Gallier das Kapitol erklommen? Da wachten nur die heiligen Gänse und erhielten dann freilich eine Verehrung, ähnlich dem ägyptischen Bestientkult. Schöne Götter, die ihr Volk nicht erziehen, sondern es verlassen, obwohl man sie ehrt. Ein Marius blieb ungehindert in seinem Wüten, edle Bürger gingen zugrunde: das ist das Werk eurer Götter! Wendet euch darum zu Gott! „O Rom voll Ruhm und Ehre, Volk des Regulus und Scävola, der Scipionen, des Fabricius, danach soll dein Streben gehen, scheid zwischen diesem und der abscheulichen Nichtigkeit, der trügerischen Bosheit der Dämonen. Gab dir die Natur, Lob über alle zu erwerben.

so gilt es jetzt dieses zu reinigen und zur Vollendung zu bringen, durch wahre Frömmigkeit, denn die Gottlosigkeit richtet es zugrunde und bestraft es. Jetzt stehst du am Scheidewege, nicht in dir selbst sollst du Ruhm finden, sondern ohne jeden Irrtum in Gott. In alten Zeiten hattest du Ruhm auf Erden, aber nach dem verborgenen Rathschlusse der göttlichen Vorsehung konntest du die wahre Religion noch nicht finden. Auf, erwache, es ist Tag, wie du erwachtest in denen, deren erhabene Tugend, deren Leiden für den wahren Glauben unser Stolz ist, die bis zum letzten Augenblicke gegen die bitterfeindlichen Mächte sich schlugen und durch tapfern Tod sie besiegten, und so durch ihr Blut uns ein Vaterland erworben haben. An dies Vaterland, rufen wir dir mahnend zu, schließe dich an, du sollst zu den Bürgern gehören, deren Asyl die wahre Vergebung der Sünden heißen darf.“ — In diesen gewaltigen Worten, wie sie seit Tertullian nie wieder so köstlich, so tief gemüthvoll ein Römer gesprochen, weist er über die rauchenden Trümmer Roms hinaus nach dem Gottesstaat, wie einst dem Apokalyptiker nach Jerusalem's Zerstörung das neue Jerusalem in den Wolken erschien.

Aber so heiß sein Herz noch für die Rettung römischer Seelen erglühen kann, eben diese Idee des Gottesstaates muß ihn von allem Irdischen ablenken. Es ist nicht umsonst, daß solche Worte vor dem endlichen Falle Roms gesprochen worden sind, ein Jahrhundert früher wäre dieser Ton nicht möglich gewesen. Die ganze römische Geschichte ist Augustin kaum der Mühe wert. Was ist denn erreicht worden, fragt er; nach 240 Jahren Blutvergießens seit der Gründung hatte die Stadt 20 Millien Landes mehr gewonnen! Das Ende von allem war nach Strömen des Blutes die Knechtung des entnervten Staates durch Augustus. Hätte es nun damals schon Christen gegeben, man hätte ihnen sicher all dieses Elend zugeschrieben. — Noch immer ferner hält es der Apologet für notwendig, den Götterglauben zu widerlegen. Er brauchte dabei ihrer Qualität nach keine andern Mittel als die Vorgänger, nur daß er wieder ganz anders in die Breite arbeitet als jene, eine viel größere Belesenheit zeigt. Ihm kommt es vor allem darauf an, den tiefen Spalt zwischen dem Glauben der gebildeten Griechen und Römer und dem des Volkes wieder und wieder zu zeigen und demgegenüber das Christentum in seiner ganzen Konsequenz darzustellen. Und so rühren ihn auch nicht die alten Einwände der Gegner, warum

Gott denn die den Christen so anstößige Heidenwelt hätte werden lassen, warum er den Sündenfall, den er doch voraussehen mußte, zugegeben. Neben den vielen und bedeutenden Abhandlungen der Griechen und ihrer römischen Nachtreter über das Geschick, das Fatum, spielen Augustins Anschauungen, obwohl sie nicht ganz originell sind, um ihrer Entschiedenheit willen doch keine kleine Rolle. Das Römerreich, sagt er, stammt von Gott, wie Assyrer und Perser, wie die ganze Entwicklung der Welt. Er gab das Reich Guten und Bösen, einem Vespasian und Domitian, einem Konstantin und Julian, dem Abtrünnigen. Die Einzelgründe sind nicht deshalb ungerecht, weil sie dunkel sind. Ebenso steht es mit dem einzelnen Menschen: das Fatum und der freie Wille schließen sich nicht aus, denn unser Wille ist nur ein Teil von der Dinge Ordnung.

Von unendlicher Erhabenheit ist sein weiterer Kampf gegen die Philosophie der Heiden. Wer diese ganze Literatur durchmustert, von den ersten oft so ungeschickten und doch so suffizanten christlichen Angriffen auf das erhabene Gebäude der griechischen Philosophie an bis auf diese Zeit, der muß notwendig Augustin die Palme reichen. Seine Vorgänger blieben mit wenigen Ausnahmen an den Außenwerken hängen, die von selbst schon zerfielen, er dringt auf die Zitadelle des Feindes vor. Die anderen schimpfen, er streitet. Er vermag historisch zu denken, das Heidentum ist ihm nicht ein Schwindel, ein Spuk, sondern eine große Weltanschauung. Er ist ehrlich genug, den Kampf für sehr schwer zu halten; denn, sagt er, diese Philosophen stimmen sehr häufig mit uns. Er gibt die auch von Eusebius schon zögernd verlassene Position, daß Platon von den Propheten gelernt habe, auf und verweist dabei auf die chronologische Unmöglichkeit dieser fast schon zum Dogma gewordenen Anschauung. Platon und Porphyrios könnten im Austausch eine christliche Persönlichkeit bilden. Und noch mehr: er gibt zu, daß diese Heiden einen Vorzug vor den Christen besaßen: sie sprachen seinerzeit ihre Anschauungen offen und rückhaltlos aus, ein Christ muß heutzutage sich in acht nehmen, religiöse Ohren zu beleidigen. Das ist nicht nur ehrlich gesagt, sondern in der vollen Zuversicht des Siegers gesprochen, der des Kernes seiner Sache gewiß ist, mag auch hier und da im einzelnen etwas nicht so ganz sicher sein. Wenn also die Feinde, ein Celsus z. B., sich über die Naivetät der

christlichen Schöpfungsgeschichte aufhielten, darüber, daß es Tage schon vor der Erschaffung der Sonne gegeben haben sollte, spotteten, so erwidert Augustin, daß solche Einzelheiten sich unserem Verständnisse entzögen; wenn man frage, was denn Gott vor seinem Werke getan, so sei das ein törichter, ein Gott menschlich messender Einwand: Gott in der Ruhe ist derselbe wie Gott in der Tätigkeit. Die Bibel lehrt, daß etwa 6000 Jahre seit Erschaffung der Welt verflossen seien, und damit scheinen die orientalischen Berechnungen zu stimmen. Aber will man auch den Segnern entgegenkommen und 6000. 6000 Jahre annehmen, so sind diese doch nur kurz gegen die Ewigkeit. Und wenn man auf heidnischer Seite betont, daß nichts gegen die Natur sein könne, so weisen wir Christen auf viele Wunder, die auch in heidnischer Zeit geschehen sein sollen, hin: ein Wunder geschieht nicht gegen die Natur, sondern nur gegen unsere eigene Naturerkenntnis. — Es ist dies wieder einer der tiefsten Sätze des Augustin, von ewiger Gültigkeit, nicht sowohl, weil er ihn zuerst ausgesprochen hat, als weil er den tiefsten Kern aller Apologetik gegen solche Angriffe enthält und demgemäß heutzutage immer wieder neu gefunden wird. Freilich hat diese Anschauung auch ihre großen Schwächen. In dem Kampfe gegen die treffende hellenische Skepsis hat sich Augustin eifrig nach Wundern umgesehen und sie überall zu finden gemeint; er redet von wunderbaren Krankenheilungen, er will sogar, hier einem alten Volksglauben folgend, durch Beobachtung erfahren haben, daß der Kadaver eines Pfaues unverweslich sei. Er hat damit, namentlich mit diesem letzten Satze, der Anschauung des Mittelalters auf folgenreichste Weise vorgearbeitet, hat mit bewirkt, daß der edle, unerschütterliche Christenglaube, der im Kampfe mit der griechischen Skepsis sich emporgerungen hatte und groß geworden war, wieder zum Aberglauben ausartete.

Demgemäß bilden denn auch seine Anschauungen über die exakte Wissenschaft die Vorahnung des Mittelalters. Die Schönheit der Schöpfung genügt ihm, die Zweckmäßigkeit des menschlichen Körpers ist ihm klar, eine Erforschung des einzelnen hat keinen Zweck. Die grausame Kunst der Ärzte hat zwar den Körper der Toten zerfleischt, aber sie hat bei diesem Werke doch nichts zu entdecken gewußt, die Harmonie eines jeden Organs hat niemand finden können noch zu finden gewagt.

Am Ende seines Werkes faßt er dann die Idee des Gottesstaates in seiner Verwirklichung noch einmal ins Auge. Fünf Zeitalter, entsprechend den Tagen der Woche sind ihm dahingegangen, jetzt ist das sechste da, dessen Dauer sich freilich nicht ermessen läßt. „Danach wird Gott wie an einem siebenten Tage ruhen, wenn er diesen siebenten Tag, dem wir seine Bedeutung geben, in sich selbst ruhen läßt. Von diesen Zeitaltern will ich nun hier nicht im einzelnen reden, aber dieser siebente wird unser Sabbat sein, dessen Ende nicht der Abend ist, sondern der Tag des Herrn, ein achter Tag in der Ewigkeit, verkört durch Christi Wiederkunft, der eine ewige Ruhe nicht nur der Seele, sondern auch des Leibes bedeutet. Dort werden wir ruhen, dort schauen, schauen und lieben, lieben und loben. Das ist das Ende ohne Ende. Denn ist das ein Ende, das Reich zu sehen, das kein Ende hat?“

Mit diesem fast apokalyptischen Ausblicke schließt der große Mann sein großes Werk. Es steht für uns, wie öfter schon bemerkt, an der Schwelle zweier Zeitalter; dem griechischen Altertum in gewissem Sinne noch gerecht, weist er doch auf eine neue Weltanschauung, die des Mittelalters hin. Der Glanz einer solchen Persönlichkeit tötete die sterbenden Flämmchen der Gegner. Sie hatten ja auch alles gesagt, was zu sagen war: der Standpunkt beider Gegner war unvereinbar. Widerlegt hatte im eigentlichen Sinne niemand den anderen. Die scharfsinnigen Einwände der Griechen waren selbstverständlich nicht aus der Welt geschafft worden, auch durch Augustin nicht entkräftet. Seine eigene Position aber war so groß, so erhebend, daß sie seine Gesinnungsgenossen über etwaige Zweifel leicht hinwegtragen konnte. Aber durch Gründe, durch Disputationen, durch Bücher und Vorträge von Rhetoren werden, wie immer wieder bemerkt, solche Geisterschlachten nicht entschieden: dafür gibt es in der Geschichte schier unzählige Analogien. Es sind unerklärliche Mächte, die hier ihr Wesen treiben, dem menschlichen Auge zumeist nur durch die Ergebnisse sich enthüllend. Nur so viel können wir hier sagen, das Heidentum starb allmählich an Blutleere. Langsam genug freilich; denn auch das fünfte Jahrhundert, die Zeit Augustins, hat es noch nicht ganz verbleichen sehen, dazu bedurfte es einer längeren Entwicklung. Noch immer weiter schreiben die Christen und Griechen gegeneinander; freilich wird der Ton dieser Schriften hüben und drüben immer

versöhnlicher und akademischer. Aber selbst die Schließung der Philosophenschule von Athen im Jahre 529, die Austreibung der Neuplatoniker bildet noch nicht den Schlußstein dieses Streites. Die Volksreligion der Griechen zählte noch im 9. Jahrhundert n. Chr. auf dem Peloponnes Anhänger, aus byzantinischer Zeit wissen wir von satirischer Schriftstellerei gegen das Christentum, und mancher Literat jener Epoche mochte ein geheimes Glaubensbekenntnis besitzen, das mit der Kirchenlehre wenig zu tun hatte. Aber es sind nur die letzten Zuckungen eines Körpers von einstiger gewaltiger Lebensfähigkeit und Kraftentwicklung. — Die Geschichte der Apologetik zeigt uns dagegen ein stetiges Wachstum der Kräfte bis zur Stabilierung einer umspannenden neuen Weltanschauung. Damit war das Werk der Apologetik vorläufig getan. Aber nur für eine gewisse Spanne Zeit. Die Neuzeit hat die alten Kämpfe wieder aufleben lassen, alle die griechischen Gründe haben sich mit einer gewissen Naturnotwendigkeit wieder eingestellt, und auch die christlichen Antworten sind wieder ähnlich ausgefallen. Ein Ende, ein Ziel ist da kaum abzusehen, auch die vielgepriesene Klärung des eigenen Standpunktes, die man durch den Disput erreicht haben will, ist eine Selbsttäuschung. Mit solchem Hin und Her wird nichts gewonnen. Und doch darf der Skeptizismus hier nicht das letzte Wort behalten, doch sind diese Kämpfe nötig und heilsam. Ein bequemes Sichberuhigen bei den Fragen der Religion ist der Tod der Religion. Die Religion aber, die nicht wirbt, die nicht angegriffen wird, ruht. Das Beispiel Christi, der jeden Tag seines öffentlichen Lebens warb und kämpfte, muß der Prototyp des Christentums bleiben. X